



Nr. 2.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1923.

Goethe, Bremerhaven, Faust.

Von

Dr. H. Schröder, Geestemünde.

Das Land ist noch nicht da, im Meere liegt es
Faust II.

Alte Städte mit geschichtlichen Ueberlieferungen lieben es, durch Gedenktafeln an bedeutende Männer zu erinnern, die längere oder kürzere Zeit in ihren Mauern gewohnt haben. Wenn man von ein paar Straßenbezeichnungen absteht, wird man dergleichen in den jungen Unterweserstädten vergeblich suchen. Und doch verbinden Beziehungen sie mit einem der größten Deutschen, wenn er auch nie das Land an der Unterweser besat. — Beziehungen von dauernderem Werte, als vielleicht ein flüchtiger Besuch hätte haben können.

Als Schiller und Goethe im Kampfe gegen die Mittelmäßigkeit daran gingen, die immer mehr sich ausbreitende und doch so seichte Flut deutscher Literaturzeugnisse kritisch zu mustern und in den Zeiten für den von Schiller herausgegebenen Musen-Almanach für das Jahr 1797 zu bekämpfen, schrieb Schiller etliche Epigramme auf die deutschen Ströme und die an ihren Ufern wohnenden Dichter. Dabei faßte er zunächst zwei Flüsse zusammen:

Weser und Elbe.

Von der Sonne fliehen wir weg, die Grazien scheuen
Unsre Ufer, von Thors krächzenden Stimmen geschreckt.

Damit wollte er das deutschtimelnde „Bardengeheul“ Klopstocks, den Staldisimus Gerstenbergs treffen. Beide aber wohnten an der Elbe. So änderte Schiller, der übrigens die eigentliche Weser nie gesehen, und ließ in der endgültigen Fassung der Weser allein das Wort:

Leider von mir ist gar nichts zu sagen; auch zu dem kleinsten
Epigramme, bedenkt, geb' ich der Muse nicht Stoff.

Dies wegwerfende Urteil ärgerte einen jungen Kandidaten der Theologie, Johann Smidt, der, sonst ein Verehrer Schillers und Goethes, wahrscheinlich mit beiden während seiner Jenaer Studentenzeit auch persönlich bekannt geworden war und in Goethes Hause in Weimar und dem seiner Mutter in Frankfurt verkehrt hatte. Er verfaßte ein Gegenepigramm, und da er auch sonst mit dem Vorgehen der Weimarer Dichter nicht einverstanden war, fügte er bei guter Laune noch andere hinzu. Die schickte er an Braunschweiger Studienfreunde, und einer von diesen übergab seine Antigenien, um einige in Braunschweig entstandene vermehrt, ohne Smidts Willen, Wissen und Namen der Öffentlichkeit: „An die Keniophoren. Ein kleines Meßpräsent. 1797.“ Das letzte von Smidt selbst stammende Epigramm heißt dort, mit deutlicher Beziehung auf Schillers Dithyrambe:

Saul unter den Propheten.

Wer so verwegen euch neckt? O rathet nicht länger vergebens.

Die Epigramme — bedenkt! sendet die Weser euch zu!

Der hier mit den beiden Weimarnern zusammengetroffen, weil man ihm seinen Heimatsstrom verunglimpfte, war kein anderer Johann Smidt als der spätere Bürgermeister seiner Vaterstadt Bremen, der Begründer Bremerhavens.

Als 30 Jahre später nach Smidts Plan und dank seiner Tatkraft der Neue Bremer Hafen mit der ersten deutschen Seeschiffahrtsschleuse entstand, da war Schiller längst tot. Aber noch lebte Goethe, und mit regem Anteil verfolgte er das Werk des

großen Bremers. (Daß der einst ein literarischer Gegner gewesen, hat er wohl nie erfahren.) Der getreue C e r m a n n, aus Winsen a. d. Luhe gebürtig und mit den ähnlichen Verhältnissen an der Elbe bekannt, mußte ihm 1826 nach einer Reise nach Stade „von Hamburg, Stade und den dortigen Anschwemmungen, Einrichtungen, Ansiedlungen“ erzählen (Tagebuch 14. Juli 1826), auch durch seinen Schwager genauen Bericht über die Bremerhavener Arbeiten besorgen. Zum 9. Febr. 1829 vermerkt Goethes Tagebuch: „Verschaffte mir Weserkarten, um die mitgetheilten Nachrichten über die neuen Bauten bei Gesendorf (Geestendorf) und den Böhrrhafen (Seberhafen) besser einzusehen, worüber die Dr. Meyerschen Mittheilungen sehr angenehm waren.“ Und zum 14. Februar 1829: „John (Goethes Sekretär) schrieb die Nachricht ab über den Bremer neuen Hafen.“

Am 2. Juli 1829 heißt es ebenda: „Bürgermeister Ruhlenkamp von Bremen. Nachricht von dem neuen Bremer Hafen, Schifffahrt überhaupt, und Handelsverhältnisse eröffnet nach Brasilien.“ Am 10. Februar 1829 fand C e r m a n n „Goethe umringt von Karten und Plänen in Bezug auf den Bremer Hafenbau, für welches großartige Unternehmen er ein besonderes Interesse zeigt.“ Am gleichen Tage schrieb Goethe bei der Rücksendung der Pläne an Dr. Nicolaus Meyer in Minden, der von seinem den Bau leitenden Vetter, Senator Dr. Heineken, nähere Auskunft vermittelt hatte:

„Die Notizen mit dem Interims-Riß der neuen Anstalten an der Einmündung des Weserflusses sind von mir höchst dankbar empfangen worden; sagen Sie das ja Ihrem theilnehmenden Freunde und bitten denselben, von Zeit zu Zeit mir das Nähere wissen zu lassen. Ich habe dabei kein anderes Interesse, als das allgemein Deutsch-Continentale. Seit der Casler Zusammenkunft und den dortigen Beschlüssen (Gründung des Mitteldeutschen Handelsvereins 1828) muß uns höchst wichtig seyn, eine Unternehmung, die der Weser erst ihre Würde giebt, vorschreiten zu sehen; und wenn an jenem westlichen Ende etwas Bedeutendes der Art eingeleitet wird, so muß es bis zu uns herauf in die Werra bis Wanfried wirken.“

In Erwartung des Weiteren bitte mir die Orte zu nennen, durch welche der Weg von der neuen Anlage bis Bremen geführt wird; ich habe drey Special-Chartern vor mir, und es würde mir angenehm seyn, mich näher zu orientieren. Müssen wir doch so viel von den englischen Docks, Schleusen, Canälen und Eisenbahnen uns vorerzählen und vorbeibiden lassen, daß es höchst tröstlich ist, an unserer westlichen Küste dergleichen auch unternommen zu sehen.“

Das war rein menschliche Theilnahme und die des großherzoglich sächsischen Staatsministers. Aber sie wirkte, wie eigentlich alles, was Goethe innerlich erfaßte, und was er erlebte, auch auf sein dichterisches Schaffen ein. Hier ist mindestens eine der Anregungen für Fausts kolonialisatorische Tätigkeit am Schlusse des zweiten Teils, und grade da stehen wundervolle Verse. Schon die prächtige Schilderung von Ebbe und Flut im 4. Akt mag hierhergehören, und klingt es nicht im 5. Akt wie ein Loblied auf Smidt, den Bremer Senat und die Arbeiten am Leher Außenbeich:

Kluger Herren kühne Knechte
Gruben Gräben, dämmten ein,
Schmälereten des Meeres Rechte,
Herrn an seiner Statt zu sein.
Dort im Fernsten ziehen Segel,
Suchen nächtlich sichern Port.
Rennen doch ihr Rest die Vögel,

Denn jetzt ist der Hafen dort.
So erblickst du in der Weite
Erst des Meeres blauen Saum,
Rechts und links, in aller Breite,
Dichtgedrängt bewohnten Raum.

Alles ist zum Greifen deutlich geschildert: Besitz wird enteignet, das erste Bretterhaus ersticht, in Tag und Nacharbeit wird abgesteckt und gegraben, werden Dämme und Bühnen gebaut;

Daß sich das größte Werk vollende,
Genügt ein Geist für tausend Hände.

Der hundertjährige, erblindete Faust hört den Arbeitslärm:

Wie das Gekirr der Spaten mich ergeht!
Es ist die Menge, die mir frönet,
Die Erde mit sich selbst versöhnet,
Den Wellen ihre Grenze setzt,
Das Meer mit strengem Band umzieht.

Noch gilt es, einen Sumpf zu entwässern,
Das letzte wär' das Höchsterrungene.
Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch tätig — frei zu wohnen . . .
Im Innern hier ein paradiesisch Land,
Da rase draußen Flut bis auf zum Rand,
Und wie sie naht gewaltsam einzuschließen,
Gemeindrang eilt, die Lücke zu verschließen.
Ja! diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis ein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich seh'n,
Auf freiem Grund mit freiem Volke steh'n . . .
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergeh'n. —

Im Vorgefühl dieses höchsten Glücks, das ihm endlich innere Befriedigung gewährt, sinkt Faust tot zurück. —

Es gibt keine Selbstzeugnisse Goethes für die oben behauptete Anregung seiner dichterischen Schilderung durch die Arbeit draußen an Geeste, Weser und Meer. Und so hat man in Leben und Literatur auch sonst nach Vorbildern gesucht, die eingewirkt haben könnten.

Möglich, daß Goethe die Trockenlegungen des römischen Kaisers Probus kannte, der zur Austrocknung von Sümpfen und zur Gewinnung von Neuland von Sirmium (an der San) aus einen ungeheuren Graben ziehen ließ und dabei Tausende von Soldaten beschäftigte.

Er kannte sicher die Taten der Holländer, etwa aus Schillers Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande oder aus der poetischen Schilderung in Oliver Goldsmiths „Traveller“. Hatte er sich doch selbst in seinem Egmont mit dem „beidlebigen“ Volke befaßt. Und ebenso war ihm die Polderwirtschaft Ostfrieslands nicht fremd; dafür zeugen die Verse in „Was wir bringen“ (Halle 1814):

Und dieses Leben sollt ihr billig kennen,
Das Land wohl kennen, dem es angehört,
Das immerdar in seiner Fluren Mitte,
Den deutschen Biedersinn, die eigne Sitte,
Der edlen Freiheit längsten Sproß genährt,
Das meerentrungne Land, voll Gärten, Wiesen,
Den reichen Wohnsitz jener tapfern Friesen.

Sie galten dem zu Rhade in Ostfriesland geborenen Prof. Neil, Arzt in Halle und Begründer des dortigen Theaters.

Während der Arbeit am Faust hat er Cateau-Cattéville, Tableau de la mer baltique gelesen, der von dem 1398 vollendeten Kanal zwischen Lauenburg und Lübeck redet und von der Hansepolitik, Seekrieg und Handel zu verbinden.

Es ist selbstverständlich, daß Goethe als Zeitgenosse die großen Entwässerungsarbeiten Friedrichs II. in Westpreußen, in den Brüchen und Sümpfen des Nehebidistrikts und an der Oder kannte.

Man hat angenommen, der Schluß der Dichtung beziehe sich auf Kolonisationspläne Napoleons, „das herrische Meer vom Ufer auszuschließen“, und darauf hingewiesen, daß schon in dem Gedicht auf Marie Louise, des Kaisers zweite Gemahlin („Ihre der Kaiserin von Frankreich Majestät“ in den Karlsbader Gedichten 1810), zum Lobe Napoleons die Verse stehen:

Worüber trüb Jahrhunderte gesonnen,
Er überfieht's in hellstem Geisteslicht,
Das Kleinliche ist alles weggeronnen,
Nur Meer und Himmel haben hier Gewicht;
Ist jenem erst das Ufer abgewonnen,
Das sich daran die stolze Woge bricht,
So tritt durch weißen Schluß, durch Nachtgefechte
Das feste Land in alle seine Rechte.

(Aber man hat diese Stelle auch auf die Kontinentalsperre bezogen.)

Eher schon ist an die „Biberrepublik“ Venedig zu denken.

Die kannte Goethe aus eigener Anschauung, und in der Italienischen Reise beschreibt er unter dem 9. Okt. 1786 ausführlich Lido und Lagune und vor allem die großen, eigenartig profilierten Deichmauern, Murazzi, die der Doge Cornaro im hohen Alter bei Chioggia und Pellestrina auführen ließ, das Lido gegen den Anprall des Meeres zu schützen. Nur in Italien hat Goethe das Meer gesehen; bei Venedig sah er es zuerst — der Eindruck mußte dauern sein.

Endlich hat man den Schluß des 2. Teiles in Verbindung gebracht mit Goethes Teilnahme an amerikanischen Verhältnissen, die gefördert wurde durch amerikanische Besucher — und die Amerikareise des Prinzen Bernhard. Die Geologie des Erdteils beschäftigt ihn; er spricht zu Eckermann 1827 geradezu prophetisch über die Notwendigkeit eines Panama-Kanals im Anschluß an Alexander von Humboldts Plan und im Zusammenhang mit dem Wunsche nach einer Rhein-Donau-Verbindung und einem Kanal von Suez. Im selben Jahr schickt er an Zelter das Zitierte Xenion, das heute noch zutrifft:

Den Vereinigten Staaten.
Amerika, du hast es besser
Als unser Kontinent, das alte,
Hast keine verfallene Schlösser
Und keine Basalte.
Dich stört nicht im Innern,
Zu lebendiger Zeit,
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.

Und diese gesteigerte Anteilnahme für den großen Aufschwung einer jungen Kultur in der Neuen Welt fällt allerdings in die Zeit der Arbeit an Faust. Aber sie findet ihren dichterischen Niederschlag weit mehr in den Amerikakapiteln von „Wilhelm Meisters Wanderjahren“. Die enthalten freilich denselben Grundgedanken wie Faust II: der ruhelos und leidenschaftlich nach einem hohen Ziel Strebende findet den inneren Frieden in praktischem Wirken für das allgemeine Wohl.

Man sieht: der Fleiß der Goethephilologen stellt uns vor eine reiche Wahl. Manches ist etwas weit hergeholt; alles ist in seinem Einfluß auf den Faust von Goethe ebenso wenig selbst bezeugt als Bremerhaven.

Gern zugegeben, daß sich die Bremerhavener Eindrücke verquickten mit anderen aus einem langen und reichen Leben, aus einer ausgebreiteten Belesenheit, daß der Gedanke, Faust als Kolonistator und Herrscher auf einem dem Meer abgegangenen Boden enden zu lassen, schon um die Wende des Jahrhunderts gefaßt war und frühere Entwürfe für den Schluß verdrängt hatte.

Aber: man hat den realistischen Ton des fünften Aktes herausgehört, der ihn von den vorhergehenden unterscheidet. Sollten dazu nicht die frischesten Eindrücke, aus den Beschäftigungen, denen er sich zuletzt mit solchem Ernst gewidmet hatte, am wesentlichsten beigetragen haben? Und die kamen Goethes „sinnlicher Phantasie“ ohne Zweifel von der Unterweser.

Kam doch auch in Bremerhaven mancherlei zusammen, was an das oben angeführte erinnern konnte. Der eigentliche Hafenbauer war ein Niederländer, J. J. van Ronzelen. Und im diplomatischen Kampf um die Erwerbung des Bodens vom Nachbarkönigreich Hannover, wie beim Bau der werdenden — halb im Scherz, halb im Ernst so genannten — Vorstadt von New-York stärkte den Bürgermeister Smith der Gedanke an die jugendliche Energie der nordamerikanischen Republik bei dem Plan, die Landenge von Panama zu durchstechen.

Wir wissen: für das Drama kommt es nicht auf den Gegenstand der Tätigkeit an, allein auf die ideale Gesinnung bei der Tat. Faust bezwingt die Natur und unterwirft sie dem menschlichen Willen und den Kulturaufgaben, damit erreicht er sein höchstes Ziel. Aber wenn wir vermuten dürfen, daß für die besondere Form der Faustschen Tat, für diese Deich- und Grabenbauten unsere Heimat Vorbild und Anregung gewesen, sollte das nicht unseren Anteil auch am Stofflichen erwecken?

Die Weser hatte, dort, wo sie sich dem Meere vermählt, angefangen, der Muse Stoff zu geben — mehr als zu einem geistvollen Epigramm, zur Bekrönung des Hauptwerkes des größten deutschen Dichters.

Der Aufbau unserer alten Marsch und ihre Besiedelung.

Von
H. Schütte, Oldenburg.

Im vorausgehenden Artikel besprachen wir den Aufbau der jungen Marsch in geschichtlicher Zeit. Die Marsch als Ganzes ist aber viel älter. Auf dem Oberahneschen Felde z. B., dessen junge Marschdecke wir neulich genauer untersuchten, liegt als deren Grundlage eine dünne Darg- oder Schilfstorfschicht mit Baumwuchs, darunter aber ein Marschboden von 20 bis 24 Meter Mächtigkeit, hier offenbar am Steilufer eines Diluvialarmes der Weser gelegen, dessen Hochufer bei Edwarderhörne und bis Wilhelmshaven festgelegt wurden. In zwei Bohrungen auf dem genannten Gelände und in der tiefen Schleusenbaugrube in Wilhelmshaven im Jahre 1911 zeigte sich, daß die obersten Schichten

dieser alten Marsch aus Tonsschlick, die mittleren aber aus Sand-schlick und Seefand mit Muscheln bestanden. Die Unterlage bildet auf dem Oberahneschen Felde in Tiefe von 20 bis 24 Meter unter M. und in Wilhelmshaven zirka 13 Meter unter M. eine ganz feste dünne Tonsschicht mit Schilfwuchs, bei Eckwarderhörne in 10 Meter Tiefe eine Schicht fester Waldfors, der auf festem Diluvialsand lagert. Auch bei den Bohrungen für den Bahnbau Barel-Rodenkirchen fand sich überall eine 6 bis 10 Meter mächtige Lage alten Marschbodens mit Waldforsunterlage auf dem uralten Geestboden, und diese Meeres- und Brackwasserablagerrung zieht sich südostwärts ganz bei Stedingen hinauf und am rechten Weserufer unter dem Lande Wursten, dem Lande Wührden und einem Teile von Osterstade, z. B. dem Offenwardener Moor, aufwärts, ein Beweis, daß in vorgeschichtlicher Zeit hier Meerbusen weit landeinwärts gedrungen waren, die später durch Festland ausgefüllt wurden. Dieses Festland erstreckte sich etwa zu Beginn unserer Zeitrechnung aber meerswärts über die Grenzen des heutigen hinaus; so war z. B., wie wir aus der Geschichte wissen, noch um 1200 kein Jadebusen vorhanden, und die Küste sprang westlich von Butjadingen und östlich vom Severlande, wie Saggerfunde beweisen, viel weiter vor als heute. Diese große Küstenzerstörung in vorgeschichtlicher Zeit und der darauf folgende große Landzuwachs bis ins Mittelalter hinein lehren uns, daß eine solche Küstensenkung, wie wir sie bei der Entstehung der jüngeren Marsch kennen lernten und noch jetzt erleben, auch schon früher einmal stattgefunden hat, und zwar in weit größerem Ausmaße als in der Gegenwart, und daß danach eine Hebung eintrat. Zur Zeit jener älteren Senkung tauchte der mit Wald und Röhricht bedeckte Festlandboden, der nach der Eiszeit bis über den Kranz der jetzigen Küsteninseln hinausging, anfangs langsam, dann immer schneller unter den Meeresspiegel hinab, so daß weite Gebiete zum Watt wurden und sich mit immer mächtigeren Sand- und Schlickschichten bedeckten, so daß die alte Bodensfläche an den tiefsten Stellen bis 20 Meter unter Mittelhochwasser geriet. Auffällig ist nun, daß dieses frühere Watt nach oben hin wieder toniger wird und dort an manchen Orten mit Pfeffermuscheln gespickt ist, wie sie auch im heutigen Schlickwatt nahe an der Oberfläche leben (die große Sandklammuschel fehlte noch), daß aber über diese Salzwasserablagerrung als abschließende Schicht der alten Marsch Schilfschicht (Darg) liegt, aus dem die Wurzelstöcke und Wurzeln des Schilfrohrs noch durch jene Muschelschicht hindurch gedrungen sind. Das Watt muß also zuletzt mit Röhricht bewachsen gewesen, demnach zeitweilig von Süßwasser überflutet worden sein, bis auch diese Überflutungen aufhörten, so daß die großen Rohrfelder sich in Schilfmoore verwandelten. Zudem sind die oberen Schichten der alten Marsch, soweit nicht gerade Muscheln darin stecken, tief entkalft. Das alles deutet daraufhin, daß auf jene ältere Senkung eine Hebung des ganzen Küstengebietes folgte, die das ungeheure Watt der Senkungszeit über den Meeresspiegel hob, die Küste wieder weit vorschob und den äußeren Rand in grünes Marschland, das Binnenland in Niedermoor verwandelte.

Dieses neu entstandene fruchtbare Land lockte nun die Menschen an, und so wurde die Marsch besiedelt. Chauken und Friesen waren es, die kurz vor Beginn unserer Zeitrechnung hier ihre Herden weideten und sogar Ackerbau trieben. Gewöhnlich nimmt man an, daß sie von vornherein sich nur auf Werten, künstlichen Wohnhöfen, niederließen. Aber die genaue Untersuchung der alten Wohnplätze, zu der die Abtragung vieler Werten in den Niedertänden Gelegenheit bot, ergab, daß die ursprünglichen Wohnstätten meist unmittelbar auf dem gewachsenen Boden liegen, und die großen Misthaufen, die sich unter den großen Dorfwarfen fast stets an der Sohle finden, beweisen, daß die Menschen nicht bloß als Hirten im Sommer, sondern auch im Winter mit ihrem Vieh auf dieser Wohnfläche gehaust haben. Das war aber nur möglich, wenn der Boden ganz erheblich über Mittelhochwasser, ja noch über Sturmfluthöhe lag. Freilich ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß den Sturmfluten nach jener Küstenhebung der Zugang zum Binnenlande durch eine weit draußen liegende, dichter zusammen-schließende Inselkette erschwert war; aber schon das Hochwasser der Flüsse würde das Wohnen in der heutigen Wurtfluthöhe durchaus unmöglich gemacht haben. Die alte Marsch muß also zur Zeit ihrer Besiedelung mindestens 3 Meter, die Wohnplätze, zu denen man natürlich die höchsten und trockensten Stellen in der Nähe der Flüsse und Meeresufer gewählt haben wird, müssen mindestens 4 Meter über dem mittleren Meeresspiegel gelegen haben (dieser etwa = M. gerechnet).

Mit dieser Sicherheit der ältesten Marschbewohner vor den Fluten war es aber vorbei, als nach einigen Jahrhunderten die Hebung abermals in eine Küstensenkung überging, wiederum zunächst wohl langsam, so daß man anfangs nur genötigt war, die mit der Zeit angeammelten Dünghaufen durch aufgefahrene Kieleschichten zu kleinen Wohnhöfen für die Menschen und Fluthöfen für das Vieh zu erhöhen und zu vergrößern. Erst in der späteren Karolingerzeit — das lehren die Funde in Holland, wie der ausgezeichnete Wurtenforscher Dr. A. E. van Giffen berichtet — hat eine allgemeine bedeutende Erhöhung der Warfen stattgefunden, und bald darauf begann man, Deiche zu bauen, zunächst nur so hoch, daß sie das Weidenvieh und das Ackerland gegen Sommersturmfluten sicherten, erst nach

1500 so hoch und stark, daß sie auch den Wintersturmfluten trogen konnten und die Neuanlage von Werten überflüssig machten.

Zum Schluß noch ein Wort über den Ackerbau in der unbedeckten Marsch. War der überkrypt möglich? Naturgemäß wird er nie eine große Rolle gespielt, sondern Viehzucht immer im Vordergrund gestanden haben, wie heute noch auf den unbedeckten Halligen und den Außengroden Weidebetrieb und Heugewinnung allein den fruchtbaren jungen Marschboden ausnützen. Auch sind die Getreidekörner und die Strohreste, die man gelegentlich in den Werten findet, ja noch kein sicherer Beweis, daß es sich hier nicht um menschliche und tierische Nahrungsmittel handelt, die von der Gerst her eingeführt wurden. Aber wenn wir oben sahen, daß die alte Marsch zur Zeit ihrer Besiedelung hochwasserfrei lag, so müssen wir für die damalige Zeit auch die Möglichkeit des Anbaues von Sommergetreide u. dergl. zugeben. Ja, selbst als die Senkung schon begonnen hatte, scheint es noch lange höhere Stellen in der Marsch gegeben zu haben, auf denen man adern konnte. Darauf deuten die Namen „Olläder“ hin, die man z. B. bei manchen alten Dörfern im Severlande antrifft, jetzt meist als Bezeichnung einzelner Landstücke. Ich habe im vorigen Jahre den Boden solcher „Olläder“ bei Sillenstede, Wiefels und Lettens untersucht, nachdem ich mich zunächst überzeugt hatte, daß dort keine Spur einer alten Sonderbedeckung vorhanden war. Immer aber fand sich auf jenen Bauernstellen wenigstens irgend ein Landstück mit tief entkaltem mageren Boden ohne Wüsterde im Untergrunde, während dieser kalkreiche Marschboden in der Nachbarschaft verbreitet war. Ich schließe daraus, daß die betreffenden Parzellen hochgelegenes altes Marschland (bei Sillenstede Geestboden mit Moorbede) darstellen, das bei den Meeresinbrüchen im Mittelalter nur durch die höchsten Sturmfluten überschwemmt und mit sehr sandigem Schlick überdeckt wurde, ähnlich wie heute z. B. der Mühlenhügel bei Dangast, an dem die sandige Schlickbede bis 3,10 Meter über Null emporsteigt. Die Chlorfalte, die die Wintersturmfluten im Boden zurückließen, wurden durch die Frühjahrsniederschläge bald wieder ausgewaschen, so daß Sommergetreide auf dem Lande wachsen konnte, da es in dieser Höhenlage von den Sommersturmfluten nicht erreicht wurde. So ist auch die tiefgehende Entkalzung der Ollädererde zu erklären, die sie jetzt zu minderwertigem Boden macht; denn die jahrhundertlange Bedeckung verzehrte schon den meisten Kalkgehalt, den die wenigen Überflutungen im Winter brachten, und die größere Durchlässigkeit der oberen Schichten ließ ihn in der Folgezeit vollends verwittern. Als die Marsch erst im Großen eingebeicht war, konnte man überall adern; der Name Olläder hat also nur Sinn, wenn er aus einer Zeit stammt, wo das nicht möglich war, wo vielmehr die Wurtbewohner in den weiten Weidelandsflächen besonders hochgelegene Flecke für ihren notwendigen Bedarf an Körnerfrüchten und Stroh ausnützen mußten, zu deren Gewinnung die beschränkte Wurtoberfläche nicht Raum genug bot. Darum sind auch die Olläder meist nach den Hauptsiedelungen in den Gemeinden benannt, z. B. Wiefelser, Lettenser, Sengwarder Olläder, obwohl sie z. T. weit von ihnen entfernt liegen.

Möge es mir geglückt sein zu zeigen, daß wir manches bisher Rätselhafte in der Entstehungs- und Besiedelungsgeschichte der Marschen erst erklären können, wenn wir die Mitwirkung zweier Senkungen und einer dazwischen liegenden Hebung unseres ganzen Küstengebietes bei ihrem Aufbau klar erkannt haben. Wie weit diese Niveauschwankungen süd- und nordwärts reichen, das steht noch nicht fest. Meine Bohrungen im Hundetal lassen erkennen, daß die ältere Senkung schon bis etwa zum Kloster Blankenburg, 5 Kilometer unterhalb der Stadt Oldenburg, eine dünne Schicht alten Marschbodens ins Moor eingelagert hat, während die jüngste Marsch fast bis an die Stadt heranreicht, und in der 5 Meter tiefen Schleusenbaugrube südlich von der Stadt verraten u. a. tiefstehende Schichten mit Baumwuchs, daß auch der Geestboden das Auf und Ab des jüngeren Alluviums mitgemacht hat. Gleichartige Erscheinungen haben wir an der ganzen deutschen und niederländischen, sowie der südbelgischen Nordseeküste; nur in dem an Dänemark abgetretenen Teil von Nordfriesland scheint keine Senkung mehr vorzuliegen. Dort bei Scherrebek gibt es eine unbedeckte Marsch an der Bredeau, die seit Jahrhunderten nur wenig aufgeschlickt ist, obwohl sie von den höchsten Sturmfluten überschwemmt wird, und am Ufer des Flusses liegen uralte Dünen, deren Fuß noch ebenso hoch wie früher aus der Marsch hervorragt, so daß Flüsse ihre Höhlen in dem rostroten Sande bauen. Weit nördlich in Jütland aber liegen Kjöfemöddinger, d. i. Rückenabfallhaufen mit vielen Muschelschalen, die von Menschen der Steinzeit am Meeresufer aufgeschüttet wurden, jetzt weit binnen im Lande. Dort sind wir offenbar schon im Gebiet der nordischen Hebung, die das nördliche Skandinavien bis in die Neuzeit hinein immer höher über den Meeresspiegel emporsteigen läßt, so daß Häfen für die Schifffahrt unbrauchbar wurden und alte Strandlinien hoch an den Bergen liegen.

Während des Krieges haben in Frankreich geodätische Messungen stattgefunden, die ergeben haben, daß das ganze Land mit Ausnahme des Südens sich in einer Senkung befindet, die nach Norden hin viel erheblichere Beträge erreicht, als ich sie im vorigen Aufsatze für unsere Küste errechnete. Diese französischen

Beobachtungen haben bei den deutschen Geologen schon Beachtung gefunden und werden zu einer weiteren Erörterung der Senkungsfrage Anlaß geben.

„Spökenkieber“ im alten Lehe.

Aus einem Protokoll des Richters Johannis vom 17. April 1738, mitgeteilt von H. Schröder-Lehe.

„Actum Lehe, den 17. Aprilis 1738.

Als sich hier im Flecken ein Gerücht ausgebreitet: ob wären allerhand Spukereien von Feuerbrand und Kriege allhie gesehen worden: und man bey mündlich geschehenen Nachforschungen erfahren, daß der alte Johan Tonß, Dirl Stemmermanns Ehefrau und Carsten Hinrich Fids ein und anderes sollten vorher gesehen haben: So wurden selbige über folgende auf die gehörte Erzählungene ingerichtete Fragen Sammariter und an Nydes statt vernommen.

Interrogatio (Frage) I.

Wie Zeuge heiße und wie alt er seye.

- Testis (Zeuge) 1. Johan Tonß, Jakobi 80 Jahre alt.
2. Elisabeth Stemmermanns, im 51. Jahr.
3. Carsten Hinrichs, 38 Jahr.
4. Frerz Ostmann, 42 Jahr.

Interr. 2.

Woher gebürtig und welcher Religion er zugethan seye.

- Test. 1. Aus Lehe, reformiert.
2. Aus Lehe, der Reformierten.
3. Aus Lehe, der Reformierten.
4. von Horn, reformierter Religion.

Interr. 3.

Wo er wohne und wehen er sich allba nähre.

- Test. 1. Vor diesem sey er ein Ackermann gewesen.
2. Hier vom Ackerbau.
3. Hier des Ackerbaues und der Viehzucht.
4. Er sey hier ein Tagelöhner.

Interr. 4.

Ob er allhier neulich Spukerey gehört oder gesehen.

- Test. 1. Nein, sondern ihm träume dann davon etwas.
2. Neulich nicht, allein wohl vorm Jahr.
3. Nein, allein wohl vor zwei Jahren.
4. Nein, sonderliches nicht als wohl vor diesem eine Leiche.

Interr. 5.

Was er denn gehört oder gesehen.

Test. 1: Vor etwa ein paar Monath hätte ihm geträumet, ob seye er hinterm Hofe auf den Kirchadern an der Neuen Straße in der Nähe des Amtsgartens gestanden und gesehen, daß aus hiesigen Gerichtshausen Dach die Flammen geschlagen, Hinrich Neuenburgs und David Scheeen Haus in voller Gluth gestanden und nachher in die Asche gelegt worden, der Wind hätte aus Südosten gewehet, weiter hätten sie in Büttel das Süderende des Fleckens keine Noth gehabt. . . . So hätte ihm einst auch geträumet, auf Carsten Sanden Land bey der Cluß gestanden zu haben. Da seye einer bey ihm gekommen und gesagt, eher würde kein Friede, bevor hier die Zelte zu stehen kämen. Nachher hätte er daselbst einen Hauffen Zelte gesehen.

Test. 2: Auf jenem Orte (Norderende des Fleckens), jenseits Carsten Wittgens Hause wäre es so hell gewesen. Berwichenen Sommer wäre sie im Nordholz Mohr gewesen, da wäre hinter dem Kirchhoff ein Dampf und darinnen Feuer aufgeschlagen, der Gegend nach Carsten Sonntags Hause hin. Wie sie aus dem Mohr geeilet, hätte es bald aufgehört.

Test. 3: Er hätte aus seinem Bette durchs Fenster gesehen, daß von seinem Hause ab nach Südosten Feuer gewesen. Bißweilen bedeute solches auch wohl Sterbefälle.

Test. 4: Nichts sonderliches als eine Leiche.

Interr. 10.

Ob er nicht dafür erschrocken, wie er solches gehört und gesehen.

Test. 1: Nein. 2: Ja. 3: Ja. 4: Ja, allein man müßte auf Gott gedenken.

Interr. 14.

Ob er wohl etwas vorhin gesehen oder Visiones gehabt.

Test. 1: Ja, den Brand hier von über (gegenüber) und auch auf jenem Orte.

2: Ja, den Brand auf jenem Orte hätte sie gesehen, ihr Batter hätte selbigen auch gesehen. Der hätte aus dem Bette müssen, wenn so was gewesen als Todte und Bräute.

3: Ja, zweimal hätte er in seinem Hause Sterbefälle vorher gesehen, neml. 5 viertel Jahr vor seines Kindes Tode und etwa

1½ Jahr vor seiner Frauen Absterben. Vor etwa 14 Jahr umß Weihnachten hätte er vom Reformierten Pastorat Hauße und dem Garten an biß an die Straße zum Bruche hinein (Nordseite der heutigen Marktstraße) etliche Todte Menschen als Musquetiers (gesehen), wie denn sie eine Patronen Tasche umgehabt und blaue und grüne Ueberkleider angehabt, sie wären bey 3 und 4, auch einzeln gelegen.

4. Sonst nichts als eine Leiche.

Interr. 16.

Was solches gewesen oder geschehen.

Test. 3: Wie gesagt, Todte Leute. An des einen Seiten Gewehr hätte er zuerst mit einem Fuß gestoßen, wie er des Abends umß 11 Uhr zu Hause gehen wollen. Ihm deuchte, daß der eine schwarze Aufschläge gehabt.

Interr. 17.

Ob und was darauf erfolget.

- Test. 1: Ja, was er gesagt.
2: Der Brand auf jenem Orte.
3: Seines Kindes und der Frau Absterben.
4: Das könne er so genau nicht sagen.

Interr. 18.

Ob ihm denn solches in natürlicher Größe, Gestalt, Farbe, Gesaut vorgekommen oder sonst sinnliche Empfindung oder Geruch davon gehabt.

Test. 1: Ja, als wenn er müde sey.

2: Ja, aber Gesaut hätte sie nicht gehört. Denn wenn es keinen Brand bedeute, scheine es nur helle und flattere nicht.

3: Ja, der Größe und Farbe nach, aber keinen Geruch.

4: Ja, allein es scheine, als wenn man durch einen Flor sehe und alte Leute schienen nicht größer als Schulknaben.

Interr. 19.

Ob denn nicht vielmehr eine starke Einbildung oder Eindruck, den er sich selber gemacht oder sonst schwerer Traum gewesen.

- Test. 1: Ja, es träume ihm.
2: Nein. 3: Nein. 4: Nein.

Interr. 20.

Ob ihm solches nicht zu gewissen Jahreszeiten, Monaten oder Stunden geschehen.

- Test. 1: Nein. 2: Nein. 3: Nein. 4: Nein.

Interr. 21.

Wie lange er es an sich gehabt, etwas vorherzusehen können oder müssen.

- Test. 1: Ja, wohl schon über 30 Jahr.
2: Wohl von Kindes Beinen auf.
3: Seit der Zeit er seinen völligen Verstand gehabt.
4: Seit der Zeit wie er wohl etliche 20 Jahr gewesen.

Interr. 22.

Wodurch er solche Qualität erlanget.

- Test. 1: Das könne er nicht wissen.
2: Das wisse sie nicht.
3: Das wisse er nicht, welcher gestalt ihm Gottes solches zu geschicket.
4: Das könne er nicht sagen. Seine Halbschwester von zehnt Jahren hätte solches auch sehen können.

Interr. 23.

Ob ihm solches nicht von . . . oder erlernt.

Test. 1: Nein. 2: Nein. Sonst sagt man, daß die, so am Sonntage geboren, solche Spukerey sehen könnten. 3: Nein. 4: Nein.

Interr. 24.

Ob er nicht dafür halte, daß im Fall er solche Dinge erbichte und ohne Grund unter die Leute austreue, er sich alsdann durch solche Lügen gegen Gott versündige, seinen Nächsten durch eingejagte eitle Furcht beleidige und dadurch Gottes Strafe über sich ziehe.

Test. 1: Ja. 2: Ja, das wisse sie wohl. 3: Jawohl, denn solcher schändlicher Lügen wegen müßte er sich billig vor Gottes Zorn fürchten. 4: Ja.

Interr. 25.

Ob dieses, was er ausgesagt dan die Wahrheit seye oder ob er einige Zweifel daran hege.

- Test. 1: Ja. 2: Ja. 3: Ja. 4: Ja.

Interr. 26.

Ob er sich denn getraue, solche Aussagen erfordernten falls endlich zu erhärten.

Test. 1: Ja. 2: Ja. 3: Ja, allemahl. 4: Ja, wenns erfordert würde.